

"Artenschutz neben der Landwirtschaft in Mitteleuropa"

WERNER KUNZ

1. Einleitung

Immer noch werden die Begriffe Umweltschutz, Naturschutz und Artenschutz von vielen Menschen so verstanden, als dienten sie denselben Zielen. Das ist jedoch ein falscher Glaube, der auf die siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zurückgeht, der in starkem Maße von Naturschutzverbänden und Politikern unterstützt wurde und der bis heute die öffentliche Meinung geprägt hat (KUNZ 2016). Der Schutz der Umwelt, der Natur und der Arten sind jedoch etwas Verschiedenes, so dass sich die Ergebnisse und Erfolge, die diese drei Zielsetzungen anstreben, erreicht haben und erreichen werden, nur partiell überschneiden. Vieles, was der Umweltschutz in den letzten Jahrzehnten erfolgreich durchgesetzt hat, nützt den gefährdeten Arten recht wenig.

Viele Leute wollen nicht glauben, dass Umweltschutz und Naturschutz etwas Anderes sind als Artenschutz, obwohl sie darüber informiert sind, dass eines der Hauptziele des Umweltschutzes, die Umstellung von fossiler auf erneuerbare Energieerzeugung durch Windräder und Maisfelder, für viele Arten ein Desaster ist, und obwohl sie davon Kenntnis erhalten, dass der gegenwärtige Insektenschwund vor den Naturschutzgebieten nicht halt macht, so dass man den Artenschwund nicht aufhalten kann, indem man Naturschutzgebiete errichtet (RADA et al. 2018).

Der Hauptgrund dafür, dass Umweltschutz, Naturschutz und Artenschutz in Mitteleuropa etwas Verschiedenes sind, liegt darin, dass die Landschaft Mitteleuropas eine anthropogene Landschaft ist (BÖHNERT & KNEIS 2018). Mitteleuropa wurde seit Jahrtausenden durch Siedlung, Ackerbau, Viehzucht, Rodungen und gezielt angelegte Brände gestaltet. Mitteleuropa ist daher durch eine vom Menschen veränderte Natur geprägt, und daran sind Mitteleuropas Arten angepasst. Würde man Mitteleuropa langfristig einer natürlichen Landschaftsentwicklung überlassen, so würde das den Bedürfnissen der meisten Arten (vor allem der gefährdeten Arten) nicht nachkommen. Es würden dichte hohe Dunkelwälder entstehen, und das sind nicht die Habitats, wo die heute gefährdeten Arten leben.

Diese Besonderheit unterscheidet Mitteleuropa von vielen anderen Teilen der Welt, besonders von den Tropen. Dort verfolgen Umweltschutz, Naturschutz und Artenschutz weitgehend dieselben Ziele, weil Flora und Fauna dort eine andere Vorgeschichte haben. Aber Mitteleuropa ist nicht Brasilien oder Sibirien.

Um die tiefgreifenden Unterschiede zwischen Umweltschutz, Naturschutz und Artenschutz nachzuvollziehen zu können, ist es erforderlich, diese drei Begriffe klar zu definieren; denn die Bezeichnungen werden (auch in den Medien) ständig durcheinandergeworfen und miteinander vermischt.

2. Umweltschutz dient oft nicht dem Artenschutz

Umweltschutz wendet sich gegen die Verschmutzung, Ausbeutung und oft auch nur gegen die Veränderung unserer Umwelt. Landwirtschaft, Industrie, Verkehr und private Haushalte

verschmutzen die Umwelt: Wasser, Erde und Luft. Das gefährdet das Klima, im Extremfall die Gesundheit des Menschen, oft aber stört es nur das optische, akustische und olfaktorische Wohlbefinden des Menschen, weil Dreck als unangenehm empfunden wird. Daher bemüht sich der Umweltschutz, diese Folgen moderner Wirtschaftsentwicklung und des Verbraucher-Luxus auf die Umwelt zu reduzieren und die Umwelt so weit wie möglich sauber zu halten. Düngemittel, klimaschädliche Abgase, Lärm und Abwasser- und Abfallentsorgung sollen nach den Zielen des Umweltschutzes auf ein grenzwertiges Minimum reduziert werden.

Es stellt sich die Frage, inwieweit diese Ziele des Umweltschutzes auch dem Artenschutz dienen. Nicht immer ist die Frage so einfach zu beantworten wie bei der Entsorgung von Giftstoffen in Luft, Erde und Wasser. Hier dient der Umweltschutz genauso auch dem Artenschutz; denn auch viele Arten sind durch Gifte in Luft, Erde und Wasser gefährdet. Besonders die in den letzten Jahrzehnten gestiegene Qualität des Wassers in Flüssen und Seen ist vielen der dort lebenden Fischarten und Libellen zugutegekommen. Jedoch betrifft das vor allem die Arten, die im Wasser atmen. Der Biber z.B. braucht nicht unbedingt sauberes Wasser. Er hat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den verseuchten Flüssen der ehemaligen DDR überlebt, während er an den deutlich saubereren Flüssen der damaligen Bundesrepublik ausgestorben ist (GÖRNER 2018). Das zeigt, dass eine saubere Umwelt nicht unbedingt nötig ist, um den Biber zu erhalten. Der Biber braucht andere Schutzfaktoren.

Es gibt eine Reihe von Tier- und Pflanzenarten, die vom Schmutz in der Umwelt profitieren. Die bei Schneefall auf der Autobahn eingesetzten Streufahrzeuge bewirken, dass Autobahnmittel- und -seitenstreifen einen durch hohen Salzgehalt verseuchten Boden haben. Aber dort finden sich seltene Pflanzenarten (Halophyten), die anderswo nicht vorkommen können, weil sie anderen, konkurrenzstarken Arten unterliegen (FEDER 2014).

Der Denkfehler, der oft gemacht wird, liegt darin, dass angenommen wird, dass die Umweltschutzmaßnahmen, die dem Wohlbefinden, der Gesundheit und den ästhetischen Ansprüchen des Menschen genügen, sozusagen automatisch auch den Tieren zugutekommen würden. Das ist jedoch eine sehr anthropozentrische Sichtweise, denn die Tiere reagieren nicht genauso wie der Mensch. Das gilt besonders für die hohen menschlichen Werte der Sauberkeit und Ordnung. Diese beiden Werte werden in ihrer Bedeutung für den Artenschutz hoch überschätzt und oft falsch eingestuft. Es gibt Menschen, die erwarten, dass das seit ca. 30 Jahren wieder sauberer gewordene Wasser der Flüsse Ems, Weser und Elbe automatisch dazu führe müsse, dass die Störche wiederkommen müssten. Aber der reiche Storchenbestand der Unterläufe dieser Flüsse, der bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beobachtet wurde, wird nicht wiederkommen, weil Störche etwas anderes brauchen als sauberes Wasser.

Noch vor wenigen Jahrzehnten wurden Fäkalien "vor den Toren" vieler Großstädte in großflächigen Rieselfeldern gereinigt (<https://de.wikipedia.org/wiki/Rieselfeld>; Zugriff 25.11.2018). Die Rieselfelder entwickelten sich zu „Wasservogel-Paradiesen“, weil große Mengen organischer Nahrung zur Verfügung standen. Als dann z.B. die Stadt Münster 1975 zur Reinigung der Abwässer eine technische Kläranlage einsetzte, wurden die Rieselfelder nicht mehr zur Abwassereinleitung genutzt und drohten trocken zu fallen. Die Rieselfelder Münster blieben jedoch erhalten, indem die Stadt weiter Wasser einleitete, nunmehr aber klares sauberes Wasser. Davon profitierten die Amphibien, aber der Reichtum an Watvögeln nahm deutlich ab, weil sauberes Wasser weniger Nahrung enthält (Jahresberichte der Biologischen Station „Rieselfelder Münster“, seit 1995, ISSN 1438-0358).

Bei der Beurteilung, ob eine saubere Umwelt den Arten nützt, muss deutlich zwischen einer Belastung der Umwelt durch Giftstoffe und einer Verschmutzung der Umwelt durch Müll, Abfälle und weggeworfene Gegenstände unterschieden werden. Sauberkeit und Ordnung (z.B. auch die Beseitigung von in der Landschaft herumliegenden entsorgten nutzlosen Geräten und Materialien) haben für den Menschen eine hygienische Bedeutung, dienen vor allem aber auch den ästhetischen Ansprüchen, die der Mensch an die Umwelt stellt. Diese Ansprüche aber sind nicht die Ansprüche der Tiere. Viele Tierarten sind auf Unordnung, Schmutz, Müll und Abfälle angewiesen. Das geht schon daraus hervor, dass viele Müllplätze arten- und individuenreiche Habitate sind (MEYER et al. 2003; ARIZAGA 2018).

In Deutschland sind die Ortschaften und ihre Umgebung in den letzten Jahrzehnten wirklich sehr sauber und aufgeräumt geworden. Das sah in früheren Jahrhunderten ganz anders aus, als es noch keine Müllabfuhr gab. Und es sieht auch noch heute in vielen Gegenden Ost-, Südost- und Südeuropas ganz anders aus (Abb. 1). Dieses Bild der Fortentwicklung stellt viele Menschen zufrieden. Die Hygiene ist auch für die Gesundheit des Menschen sehr wichtig.



Abb. 1 Ein Dorf in Ungarn im Jahre 2007. Hier brüteten große Mengen an Haussperlingen, Rauchschnalben und Mehlschnalben (Aufn.: W. KUNZ).

Jedoch ist dieser Fortschritt in der Hygiene ein wesentlicher Faktor des Rückgangs vieler Arten. Unsere Jahrhunderte zurückreichende Wohnungs-Hygiene hat die Wohnzimmer, Küchen, Dachböden und Keller genauso von Tieren gesäubert wie die landwirtschaftlichen Flächen heute durch saubere Hygiene und aufgeräumte Erntemethoden von Tieren gesäubert werden. Der Unterschied ist nur, dass der Mensch in den Wohnungen Wanzen und Ratten ausgerottet hat, während er auf den Feldern und Wiesen gegenwärtig auf dem Wege ist, Lerchen, Rebhühner, Hasen und Kiebitze auszurotten. In die Landschaft geworfener Müll (von Eisenstangen, Brettern, Metallplatten, Matratzen bis hin zu Gartenabfällen,

Nahrungsresten und Schlachtabfällen) bietet vielen Tierarten Unterschlupfräume und Nahrung. Die Städte des Mittelalters waren z.T. Drecklöcher; aber sie waren artenreich.

3. Sechs Umweltschutz-Maßnahmen, die nicht dem Artenschutz dienen

Betrachten wir sechs Maßnahmen, die dazu dienen, die Belastung der Umwelt zu reduzieren und den Menschen vor Schmutz, Staub und unangenehmen Anblicken und Wahrnehmungen zu schützen:

1.) Wärmedämmung vs. offene Dachstühle und bröckelndes Gemäuer

Dämmschichten in den Außenwänden der Gebäude und Dachgiebel schützen beheizte Gebäude vor Wärmeverlust und tragen daher erheblich dazu bei, Energievergeudung zu vermeiden. Wärmedämmung ist daher ein Beitrag zur Verringerung der Erderwärmung. Aber Löcher im Verputz, offene Fugen im Mauerwerk, defekte Dachziegel und offene Dachluken sind wichtige Wohnräume für das Überleben von Mauerbienen und anderen Hymenopteren sowie diversen Vogelarten und Fledermäusen. Schwalben, Mauersegler und Hausspatzen brüten seit Jahrhunderten in den Häusern der Menschen in Nischen, Spalten und Hohlräumen unter Hausdächern. Diese hervorragende Anpassung an die Lücken und Löcher in den Gebäuden wird ihnen heutzutage zum Verhängnis: die Brutplätze werden im Zuge der modernen Stadtentwicklung verschlossen (RIECK 2018). An Neubauten gibt es in der Regel keine Brutmöglichkeiten mehr. Die dem Umweltschutz dienenden Maßnahmen zur Wärmeisolation der Gebäude sind ein wesentlicher Mitverursacher des Artenschwundes.

2.) Verfallende Schuppen und Scheunen

In Deutschland (durchaus im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern) werden alte Schuppen und Scheunen in der Feldflur recht zügig abgerissen und entfernt, wenn sie nicht mehr gebraucht werden. Verfallende Holz- oder Steingebäude wären aber ein ideales Wohngebiet für Eulen, Fledermäuse, Steinmarder, Siebenschläfer und diverse Nagetiere, wenn sie einfach in der Landschaft stehen gelassen würden. Hier ist das Verlangen des Menschen nach Aufgeräumtheit und Entrümpelung der Umwelt ein verantwortlicher Faktor für den Rückgang einiger Arten.

3.) Müll, liegenbleibender Schutt, Steinhaufen und Bretter

Viele Menschen sind der Meinung, dass illegal in die Landschaft entsorgter Müll den dort vorkommenden Tierarten schadet. Meistens ist jedoch das genaue Gegenteil der Fall. Selbstverständlich sind gifthaltige Substanzen, die das Trinkwasser verseuchen können, auch eine Gefahr für viele Tierarten. Aber der meiste organische Müll (Gartenabfälle, Nahrungsreste) ist eine wertvolle Nahrung für viele Tiere. Weggeworfene Matratzen, Eisenstangen, Metallplatten, Bretter und liegenbleibender Schutt bieten Reptilien und Insekten Gelegenheit, sich in der feuchten, kalten Graslandschaft aufzuwärmen, und manche Arten finden dort Unterschlupf- und Versteckräume, die sie sonst nicht hätten.

Hier wird wiederum das, was der Mensch gerne hätte, mit dem verwechselt, was viele Tiere brauchen. Viele Menschen glauben, der Müll in der Landschaft würde auch den Tieren nicht gefallen, genauso wie er ihnen nicht gefällt. Aber die effektive Müll- und Schmutzbeseitigung aus der Umwelt ist ein Faktor, die dafür mitverantwortlich ist, dass heutzutage so viele Tierarten so stark zurückgehen. Eine Umwelt, die gesäubert und aufgeräumt ist, wird damit

auch von Tieren gesäubert und aufgeräumt. Viele Insekten- und Vogelarten sind auf Unordnung, Schmutz und Abfälle angewiesen und würden sich freuen, wenn sie etwas mehr Müll in der Landschaft finden würden. Vielen Tierarten fehlt etwas ganz Anderes als eine saubere Umwelt.

4.) *Unbefestigte schlammige und sandige Wege vs. asphaltierte Wege*

Um die Zufahrten zu Gebäuden, land- und forstwirtschaftlichen Flächen bequemer befahrbar zu machen und um zu vermeiden, dass zu viel Dreck, Sand und Staub aufgewirbelt wird, gibt es heute in Deutschland nur noch wenige Straßen und Feldwege, die richtige Sandwege sind oder die voller Pfützen und Schlamm sind. Unbefestigte Straßen und Feldwege aber boten den Feldvögeln und auch einer Reihe von Schmetterlingen Nahrung und Tränke. Ihre krautreichen Säume waren Nistplatz für Goldammer und Ortolan, Feldsperlinge hatten Gelegenheit zu ausgiebigen Sandbädern und Schwalben fanden im Schlamm ihr Nistmaterial. Befestigte Wege bieten eine saubere Umwelt und eine staubfreie Luft, führen aber zum Rückgang der im Schlamm saugenden Schmetterlinge und sind ein ursächlicher Faktor für das Verschwinden des Ortolans in Westdeutschland (RIECK 2017).

5.) „*Unser Dorf soll schöner werden*“

Die Aktion „Unser Dorf soll schöner werden“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Unser_Dorf_hat_Zukunft) gehört zu den Maßnahmen für eine saubere Umwelt, die dafür gesorgt haben, dass viele Tier- und Pflanzenarten zurückgegangen oder ganz verschwunden sind. Dieser Wettbewerb, an dem seit 1961 viele Dörfer aus fast allen Ländern der Bundesrepublik Deutschland teilgenommen haben, war eine beispiellose Vernichtungsaktion für Schwalben, Spatzen und andere Arten. Zwar wurden viele Blumen, Sträucher und Bäume gepflanzt, aber durch die Säuberungsaktion wurden in den Dörfern auch Einfluglöcher in ungepflegten Giebeln und Dächern beseitigt, und es verschwanden Schlammfützen auf den Dorfstraßen, und sandige Wegränder wurden durch Bürgersteige ersetzt, so dass die Spatzen ihre notwendigen Sandbäder nicht mehr nehmen konnten.

Ein ganze Reihe von jahrhundertlang zu den Dörfern gehörenden typischen Dorfpflanzen, wie der Gute Heinrich (*Blitum bonus-henricus*), der Löwenschwanz (*Leonurus cardiaca*) und die Schwarznessel (*Ballota nigra*) sind heute aus den Dörfern verschwunden (Abb. 2). Man findet perfekte Gartenzäune, aber kein bröckelnde Gemäuer mehr (Abb. 3). Manche unserer sauberen Dörfer gehören heute zu den artenfreien Zonen.

6.) *Schlachtabfälle in offener Flur für Geier und Störche*

Viele Tierarten, die sich ganz oder teilweise von Aas ernähren, befinden sich in Europa seit Jahrzehnten auf dem Rückzug. Dazu gehören alle vier in Europa vorkommenden Geierarten: Bart-, Gänse-, Mönchs- und Schmutzgeier. Eine Hauptschuld daran trägt eine EU-Verordnung, die im Jahr 2002 im Zuge der damaligen BSE-Krise verboten hat, Rinder-, Schaf- und Ziegenkadaver offen in der Landschaft zu entsorgen (ANONYMUS 2009). Damit wurde den Geiern ihre Nahrung weggenommen. Heute gibt es in Spanien, Frankreich und anderen Ländern Europas wieder Genehmigungen zur kontrollierten Auslegung von Nutztierkadavern auf eingezäunten Kadaverplätzen („Geier-Restaurants“), die keine Gefahr für die Bevölkerung darstellen.



Abb. 2 Eine Mauer am Dorfrand in Siebenbürgen/ Rumänien im Jahre 2012. Hier wachsen der Löwenschwanz (*Leonurus cardiaca*, links unten) und die Schwarznessel (*Ballota nigra*, rechts unten) (Aufn.: W. KUNZ).



Abb. 3 Eine Gartenmauer in einem ungarischen Dorf im Jahre 2007. Hier lebten Zauneidechse, Mauereidechse und Äskulapnatter (Aufn.: W. KUNZ).

Besonders rückläufig ist gegenwärtig die Zahl der Schmutzgeier in Südeuropa und Nordafrika (ANGELOV 2011; ANONYMUS 2016). Die Schmutzgeier sind in besonderer Weise ein Opfer der Hygiene, weil sie nicht nur tote Tiere, sondern zusätzlich auch Exkremente fressen und daher von der Zunahme an sanitären Anlagen in den ländlichen Regionen betroffen sind. In Italien brüten heute nur noch wenige Paare ganz im Süden des Landes, während die Art in früheren Jahrhunderten dort ein verbreiteter Brutvogel war.

Offene Mülldeponien sind in vielen Ländern der Erde ein Anziehungspunkt für eine große Anzahl von Vögeln (SCHÄFFER 2014). Neben verschiedenen Möwen- und Rabenvogelarten profitieren die Störche auf den Zugwegen sehr von den Müllplätzen außerhalb der Großstädte (MEYER et al. 2003; ARIZAGA 2018). Schwarzmilane haben sich zum Teil stark auf die Nutzung menschlicher Abfälle spezialisiert und erscheinen in großer Zahl auf Mülldeponien in Südeuropa und Asien. Die Vögel kreisen über der Müllkippe und stürzen sich auf jede neu ankommende Lastwagenladung mit Abfällen. Mülldeponien wären von den Naturschutzverbänden als wirksame Artenschutzmaßnahme anerkannt, würden sie nicht optisch und geruchlich den Menschen von der Vogelbeobachtung abschrecken. Das Beispiel Müllkippe führt sehr deutlich vor Augen, dass der Begriff „Artenschutz“ (im Gegensatz zu „Naturschutz“) wenig mit einer vom Menschen empfundenen Ästhetik zu tun hat

4. Naturschutz dient oft nicht dem Artenschutz

Der Begriff „Natur“ ist konsequent und widerspruchsfrei nur zu definieren, wenn man darunter den Gegensatz zum Menschen versteht (KUNZ 2016). Das was sich ohne Einfluss des Menschen entwickelt hat, gilt als „natürlich“ entstanden, das was der Mensch geschaffen und gestaltet hat, wird als „künstlich“ bezeichnet. Pflanzen können sich ohne Einfluss des Menschen angesiedelt haben; dann sind die Pflanzengesellschaften dort „natürlich“ entstanden. Hat der Mensch sie eingesät oder angepflanzt, dann handelt es sich um „künstlich“ bestellte Gärten, Äcker, Wiesen oder Forste. Neue Tier- und Pflanzenrassen entstehen entweder in der Evolution durch „natürliche“ Zuchtwahl, oder sie werden (wenn der Mensch eingreift) in der Tier- und Pflanzenzucht durch „künstliche“ Zuchtwahl ausgelesen.

Übernimmt man diese Definition des Begriffs „Natur“, dann gibt es in Mitteleuropa nur an extremen Standorten, z.B. in den Alpen oberhalb der Baumgrenze oder an den Meeresküsten, eine 100%ige Natur. Alle übrigen Habitate tragen mehr oder weniger die Kennzeichen früherer oder gegenwärtiger Veränderungen der Natur durch die Eingriffe des Menschen. Die Habitate würden eine andere Zusammensetzung der Tier- und Pflanzenarten haben, hätte der Mensch sich nie in die natürliche Entwicklung eingemischt.

Diese Erkenntnis stellt den Naturschutz vor ein Problem und sollte am Anfang jeder Diskussion stehen, wenn es darum geht, welches Ziel überhaupt erreicht werden soll, wenn ein Gebiet unter Naturschutz gestellt werden soll. Naturschutz kann zum (unbegründeten) Selbstzweck werden, wenn ein Gebiet sich selbst überlassen wird und die Natur sozusagen selbst bestimmt, in welche Richtung sie sich entwickelt. Die Verwirklichung eines derartigen Naturschutzzieles ist die Absicht des Prozessschutzes.

Der Prozessschutz („Natur Natur sein lassen“) genießt eine ideologisch untermauerte hohe Wertschätzung. Dabei wird oft vergessen, dass der Prozessschutz die zurückliegende Historie der Landschaftsentwicklung Mitteleuropas nicht berücksichtigt. Die Entwicklung der mitteleuropäischen Landschaft trägt an vielen Stellen die Spuren menschlicher Eingriffe, die sich bis in die beginnende Wiederbewaldung nach der letzten Eiszeit zurückverfolgen lassen

(KÜSTER 2010). Die Dominanz von Buche oder Eiche in bestimmten Wäldern hat sich oft nicht von selbst (also natürlich) entwickelt, sondern wurde vom Menschen entweder gezielt gefördert oder passiv begünstigt, weil nach forstlichen Eingriffen bis hin zur Brandrodung konkurrenzfreie Räume geschaffen wurden, die bestimmten Baumarten einen Vorteil verschafften, den sie nicht gehabt hätten, wenn der Mensch ihnen nicht die Entwicklungschance gegeben hätte (KÜSTER 2008).

Mitteleuropa hatte für die Tier- und Pflanzenarten bei Ausbruch der Eiszeiten wegen der Gebirge im Süden weniger Ausweichmöglichkeiten als viele asiatische Länder und Nordamerika. Daher wurden viele mitteleuropäische Tier- und Pflanzenarten, die sich im Laufe des Tertiärs entwickelt haben und die die endemische mitteleuropäische Fauna und Flora ausgemacht haben, durch die Eiszeiten vernichtet. Von den 60 000 Baumarten der Welt leben in Deutschland nur magere 60 Arten. Das sieht bereits im Kaukasus (und dann noch stärker in Asien und Nordamerika) ganz anders aus.

Die Artenvernichtung durch die Eiszeiten hat bedingt, dass die heute in Mitteleuropa lebenden Tier- und Pflanzenarten größtenteils postglaziale Einwanderer aus anderen Ländern sind; Mitteleuropas Arten sind überwiegend nicht endemisch. Die meisten heutigen mitteleuropäischen Arten sind keine eingeborenen, alteingesessenen Arten; es sind keine typischen "Mitteleuropäer", weil sie ihr Kernvorkommen außerhalb Mitteleuropas haben. Deswegen muss sich der Artenschutz um die Erhaltung und Schaffung von Lebensräumen bemühen, die z.T. nicht die autochthonen Biotop Mitteleuropas sind. Bei der Verwirklichung einer „unberührten Natur“ würden möglicherweise Habitate gefördert, die es in Mitteleuropa postglazial noch nie gegeben hat und die demgemäß auch nicht artenreich sein können. Das unterscheidet Mitteleuropa von vielen anderen Teilen der Welt, und das muss als Kerngedanke auch berücksichtigt werden, wenn die Prämissen und Ziele des Naturschutzes festgelegt werden.

Würde man ganz Mitteleuropa dem Prozessschutz überlassen, so dass sich eine natürliche Wildnis entwickeln könnte, dann würden fast überall in Deutschland dichte Dunkelwälder entstehen, in denen der Großteil von Mitteleuropas Arten (vor allem die Rote-Liste-Arten) nicht leben kann, zumal die Entwicklung von Wäldern mit geschlossenem oberem Kronendach gegenwärtig auch noch durch die Eutrophierung (den Stickstoff-Eintrag durch die Luft) beschleunigt und verstärkt würde. Es würden dann schlechthin die Arten fehlen, die diese Habitate besiedeln könnten.

Als Einwanderer aus den Eiszeit-Refugien Osteuropas, Westasiens und des Mittelmeerraums benötigen viele mitteleuropäische Arten heute genau die Habitate, die es während der Eiszeiten in den Refugien gegeben hat. In Nordwest-Afrika, Spanien, Südfrankreich und auf dem Balkan bestanden die meisten Regionen während der letzten Eiszeit aus lichten, aufgelockerten Wäldern. Nur an wenigen Stellen waren die Refugien von dichten Wäldern mit geschlossenem Kronendach bedeckt. In den Lichtwald-Regionen des nördlichen und südlichen Mittelmeers und in den Steppen Westasiens liegt der Ursprung des größten Teils der heutigen mitteleuropäischen Fauna und Flora. Hasen und Lerchen stammen aus den Steppen Westasiens, Kaninchen aus den Offenländern Spaniens; und nahezu alle Tagfalter Mitteleuropas sind Bewohner der Offenländer oder Lichtwälder, die aus Südfrankreich, Spanien, Marokko oder dem Balkan eingewandert sind (SCHMITT 2009; SCHMITT 2011). Die Wieder-Besiedelung Mitteleuropas im Holozän betraf nur wenige Bewohner dichter Hochwälder; woher sollten diese Arten auch gekommen sein?

Die Einwanderung der Offenland-Arten wurde durch die Beeinflussung der Bewaldung durch die Bewohner in der Jungsteinzeit und Bronzezeit erleichtert. Die Eingriffe der jungsteinzeitlichen Ackerbauern und Viehzüchter in die Wälder kamen den postglazial aus den südlichen und östlichen Refugien einwandernden Arten sehr entgegen, weil sie in Mitteleuropa jetzt Habitats vorfanden, die denen ihrer Ursprungsländer ähnlich waren. Die postglazial aufkommenden Wälder wurden schon in der Jungsteinzeit vielerorts abgebrannt und gerodet. Zwar war die Bevölkerungsdichte damals gering; jedoch mussten die Siedlungsflächen der Jungsteinzeit-Bewohner in kurzen Zeitabständen immer wieder gewechselt werden, wodurch es in manchen Regionen Deutschlands zu flächendeckenden Veränderungen der Waldstruktur kam (KÜSTER 2008). Die in Deutschland sesshaft werdenden Völker waren nur halb-sesshaft, weil die Böden durch den Ackerbau in kurzen Zeitabständen immer wieder unfruchtbar wurden. Offene Ackerflächen und Siedlungsräume und die Beweidung der Wälder durch das Vieh schufen zunehmend die Grundlage für die Einwanderung der Arten und den Aufbau des postglazialen mitteleuropäischen Artenreichtums.

Die Artenvielfalt Mitteleuropas an vielen Pflanzen und Tieren erreichte in den Agrarsteppen und ausgelichteten Wäldern früherer Jahrhunderte bis vor ca. 150 Jahren ihren Höhepunkt, als Mitteleuropa nur wenig bewaldet war (SEGERER & ROSENKRANZ 2017). Der damals entstandene Reichtum an Biodiversität ist es, der sich heute in den Roten Listen wiederfindet. Davor in der Jungsteinzeit, der Bronzezeit, in der Zeit der Völkerwanderung und im Frühmittelalter war der Artenreichtum deutlich geringer, und gegenwärtig erreicht die Artenvielfalt einen nie dagewesenen Tiefpunkt. Neben vielen anderen Ursachen ist der gegenwärtige Artenschwund auf das Verschwinden großer Bodenflächen zurückzuführen. Die derzeit stark zunehmende dichte Vergrasung, Verbuschung und Verwaldung unserer Landschaft (also eine Zunahme von „Natur“) tragen eine Hauptschuld am Verschwinden so vieler Arten.

Ein Großteil von Mitteleuropas Arten braucht nicht die "urwüchsige Natur", die Mitteleuropa beherrschen würde, wenn der Mensch nicht ständig eingreifen würde. Die Besiedlung Mitteleuropas durch Fremdarten macht Mitteleuropa zur Ausnahme im Vergleich zu anderen Teilen der Welt. Das sieht man besonders gut am Beispiel der Tagfalter. Tagfalter sind eigentlich Wald-Schmetterlinge; nur nicht in Mitteleuropa. Weltweit sind Tagfalter bevorzugt Bewohner der Wälder, nicht der Offenländer. Das gilt für Afrika und Südamerika, wo die Savannen und Steppen artenarm sind, die Regenwälder dagegen der hauptsächliche Biotop für die Tagfalter-Artenvielfalt sind. In Afrika findet man den Tagfalterreichtum nicht in Botswana oder Namibia, sondern in den Wäldern im Kongo und in Uganda. In Südamerika findet man den Tagfalterreichtum nicht in den Llanos Venezuelas oder den Pampas Argentiniens, sondern in den Wäldern Brasiliens, Kolumbiens, Ecuadors, Boliviens und Perus. Und das gilt nicht nur für die tropischen Länder; es gilt auch für viele Wälder der Paläarktis. Z.B. sind die Wälder in Ostasien in der Gegend von Wladiwostok von fast 10 Limenitis-Arten /Eisvogel-Verwandte) bewohnt (THOMAS SCHMITT, Senckenberg Deutsches Entomologisches Institut Müncheberg, mdl. Mitteilung). Einen solchen Artenreichtum hat es wohl sicher auch am Ende des Tertiärs in Mitteleuropa gegeben; aber heute sind es hier die Offenlandarten, die in Mitteleuropa eingewandert sind und unser Land besiedeln.

Dieser Tatbestand erfordert ein Umdenken im Naturschutz. Um dem gegenwärtigen Tagfaltersterben entgegenzuwirken, gilt es, die Offenländer zu erhalten und zu schaffen. Wäre der Naturschutz in Deutschland ein Artenschutz, dann müsste er vor allem lichte Wälder und Steppen schaffen und dafür sorgen, dass die Natur nicht sich selbst überlassen wird. Daher

sind Naturschutzmaßnahmen wie „Prozessschutz“ oder „Natur Natur sein lassen“ zwar Naturschutzmaßnahmen, aber es sind keine Artenschutzmaßnahmen, zumindest nicht für die gefährdeten Arten Mitteleuropas.

5. Aus welchen Gründen werden Wildnis und Prozessschutz angestrebt?

Seit Veröffentlichung der Nationalen Strategie zur Biologischen Vielfalt durch das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit im Jahre 2007 (BMU 2007) ist vorgesehen, dass bis zum Jahr 2020 2 % der Fläche der Bundesrepublik Deutschland als Prozessschutzgebiete ausgewiesen sein sollen. Hier sollen innerhalb eines Zeitraumes von 10 Jahren keine menschlichen Eingriffe und kein Biotopmanagement mehr erfolgen, so dass sich die Natur nach ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten entwickeln kann.

Abgesehen von den Meeresküsten, Gewässern und Hochgebirgen würden sich alle diese Gebiete im Laufe der Zeit zu Wäldern entwickeln. Da die Stickstoff-Düngung durch die Luft nicht eingestellt werden kann, würden dies voraussichtlich dichte Hochwälder mit geschlossenem oberem Kronendach. Aber diese Wälder beherbergen schon im heutigen Mitteleuropa kaum gefährdete Arten (manche Eulen, viele Spechte und Kleiber sind heute so häufig wie nie), so dass die Erwartung, dass die natürliche Waldentwicklung die Biologische Vielfalt erhöhen würde, sehr fraglich ist. Sicher aber ist, dass ein Großteil der heute auf der Roten Liste stehenden Arten vom Prozessschutz nicht profitieren würde, dass der Prozessschutz also kein Mittel gegen das gegenwärtige Artensterben (besonders das Insektensterben) wäre.

Schon heute haben der dichte Baumbestand der Wälder und die Überschirmung vor allem durch das obere Kronendach zahlreiche Vogel- und Tagfalterarten zurückgedrängt, darunter auch ganz typische Waldarten wie den Grauspecht (SCHUMACHER 2012) und den Braunen Eichenzipfelfalter (*Satyrium ilicis*) (ULRICH 2002). Auch das Verschwinden der Mittelwälder ist ein Faktor, der für den Artenschwund verantwortlich ist. Mittelwälder sind Jahrtausende alte Kulturwälder. Es gibt nun in Deutschland fast gar keine Mittelwälder mehr, was gegenwärtig zum Aussterben des Haselhuhns führt (HERKENRATH et al. 2018).

Die in Mitteleuropa über Jahrtausende zurückreichende Förderung der Eiche in Kulturwäldern (zur Schweinemast) hat z.B. in den Hartholzauenwäldern ein Biotop von reicher Biodiversität geschaffen. Diese Artenvielfalt ist nachweislich zurückgegangen, seit der Prozessschutz vorgeschrieben ist. Die wegen des Prozessschutzes partiell verbotenen forstlichen Eingriffe haben zur Ausdunkelung der Wälder geführt, so dass wegen fehlenden Lichtes kaum noch eine natürliche Verjüngung der Stiel-Eiche möglich ist. Aus den Eichenreichen Hartholzwäldern verschwindet die Eiche und damit eine an die Eiche gebundene reiche Biodiversität (REICHHOFF 2018).

Da die biologische Mannigfaltigkeit Mitteleuropas nahezu vollständig kulturbeeinflusst ist und in weiten Bereichen sogar kulturabhängig ist, sind Wildnis und Prozessschutz nicht der richtige Weg zur Eindämmung des Artenschwundes. Der Wunsch des Menschen nach Wildnis hat weder im Umweltschutz noch im Naturschutz noch im Artenschutz eine realistische Basis. Das heutige Fehlen der Megaherbivoren und die flächendeckende Eutrophierung lassen befürchten, dass Wildnis und Prozessschutz Biotope entstehen lassen, die es nach der Eiszeit überhaupt noch nicht gegeben hat.

Der Wunsch nach unberührter Wildnis ist eher ein Wunsch des Menschen und kein Bedürfnis der vielfältigen Arten Mitteleuropas. Wildnis wird als Gegenpol zur Kultur empfunden und hat sich zum Sehnsuchtsort der Bürger der westlichen Welt entwickelt, die ihre städtische Entfremdung von der Natur immer mehr als Defizit empfinden (BÖHNERT & KNEIS 2018).

6. Die Schaffung von Sonderflächen als wirksame Maßnahme gegen den Artenschwund

Jahrtausendlang wurden in Mitteleuropa durch die Landwirtschaft aus dem Boden mehr Nährstoffe herausgezogen als durch Düngung wieder hinzu geführt. Dieser Zustand hat sich seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ins genaue Gegenteil umgekehrt. Ein Großteil der Fläche Mitteleuropas ist seitdem von einer zunehmend dichten Vegetationsstruktur überwachsen, so dass viele Insektenarten wegen des dunklen, feucht-kühlen Mikroklimas aus der Landschaft verschwinden. Das ist wohl ein Hauptfaktor, der für das gegenwärtigen Artensterben verantwortlich ist. Auch ein Großteil der Pflanzenarten Mitteleuropas (z.B. alle Orchideen) ist auf Nährstoffmangelstandorte angewiesen und verschwindet derzeit an vielen Orten wegen der Überdüngung (HABER 2014).

Die einstige Kargheit der mitteleuropäischen Landschaft vor einigen Jahrhunderten kann auch durch eine extensive und biologische Landwirtschaft nicht wieder hergestellt werden. Über Allmenden und Bauernwälder ist die Zeit längst hinweg gegangen. Es ist eine Illusion, durch die Extensivierung der gegenwärtigen Landwirtschaft, durch Erntezeit-Vorschriften, Blühstreifen oder Lerchenfenster den verlorenen Artenreichtum zurückzukriegen. Diese Maßnahmen nützen nur einem geringen Prozentsatz der in den letzten Jahrzehnten verlorenen oder selten gewordenen Arten. Sie nützen den Lerchen und Hasen, aber bei Rebhuhn und Kiebitz ist es fraglich, ob die Extensivierung der Landwirtschaft hier viel erreichen kann, vom Ortolan, von Trappen und Trielen ganz zu schweigen (ANONYMUS 2018). Das Gleiche gilt für die Tagfalter: mehrere Weißlinge, Pfauenaugen, Fuchs und Admiral profitieren von den Blühstreifen. Wir helfen ca. 10 Arten; aber 50 Arten sind in ihrer Existenz gefährdet. Jede Form von Extensivierung der Landwirtschaft bringt uns weder den argus-Bläuling, noch den megera-Augenfalter, noch den pamphilus-Augenfalter zurück. Um alle diese Arten zu retten, müsste die Landwirtschaft auf ein Ertragsniveau zurückgeschraubt werden, das nicht mehr konkurrenzfähig ist und daher keinem Landwirt zumutbar ist. Landwirte sind Unternehmer, die ertragreich wirtschaften müssen; sonst gehen sie zugrunde. Landwirte sind keine Bewahrer musealer Kulturen früherer Jahrhunderte.

Trotzdem sollte die historische Kulturlandschaft um 1800 heute das Leitbild für den Artenschutz sein, aber halt nicht auf den Ackerflächen, sondern neben den Ackerflächen. Die Prozesse, die zur früheren Biodiversität geführt haben, sollten leitbildmäßig zur Entwicklung von Artenschutzgebieten (z.T. anstelle der Naturschutzgebiete) führen.

Daher wird vorgeschlagen, dem gegenwärtigen Schwund der Arten dadurch entgegenzuwirken, dass mit technischen Mitteln Sonderflächen künstlich hergestellt werden, die den speziellen Habitat-Bedürfnissen bestimmter gefährdeter Art angepasst sind. Zur Anlage solcher Sonderflächen wären Land- und Forstwirte mit ihrem „know-how“ und ihrem Gerät hervorragend in der Lage. Es müssten dann von den Landwirten neben Kartoffel- und Getreideäckern auch Flächen z.B. für die Graumammer geschaffen werden.

Ein gutes Beispiel sind Luzerne-Flächen. Diese allein genügen, um dem „Schmetterling des Jahres 2017“, der Goldenen Acht, wieder einen verloren gegangenen Lebensraum anzubieten. „Jedem Landwirt sein Biotop“ könnte künftig die Devise lauten, in Erweiterung des

Vorschlags von PETER BERTHOLD: „Jeder Gemeinde ihr Biotop“ (BERTHOLD 2018). Es wäre zu begrüßen, wenn die Schaffung von „Ausgleichsflächen“ nicht nur als Ersatz für den Flächenverbrauch bei der Anlage von Industriegebieten und Verkehrswegen gesetzlich vorgeschrieben wäre, sondern wenn auch als Ausgleich für die Anlage land- und forstwirtschaftlicher Flächen Ersatzflächen für die spezifischen Bedürfnisse bestimmter Zielarten anzulegen wären; und diese sollten grundsätzlich nicht aufgeforstet werden.

Diese Zukunftsperspektive ist nicht hypothetisch; denn der zu erwartende Erfolg mit der Errichtung solcher Ersatzflächen hat sich in den letzten Jahrzehnten bereits herausgestellt. Auf Militärgeländen und Rohstoff-Abbauf Flächen wurden durch die maschinelle Entfernung dichter Bodenvegetation und die weitgehende Entbuschung der Flächen viele geeignete Habitate besonders für gefährdete Arten hergestellt (KUNZ 2004; KUNZ 2013). Heidelerchen brüten zu einem erheblichen Anteil auf Truppenübungsplätzen und Braunkohle-Tagebauebenen, und das ehemals in Norddeutschland und im Voralpenland weit verbreitete Birkhuhn lebt (außerhalb der Alpen) heute fast nur noch auf Truppenübungsplätzen.

Diese Erfahrung sollte ein Vorbild für den Artenschutz der Zukunft sein. Allerdings sind Militärgelände und Tagebauf Flächen das Gegenteil von Natur, und die dringend gebotene Herstellung von Offenflächen läuft einem Umweltschutz-Gebot diametral entgegen, nämlich der Aufforstung mit dem Ziel der Kohlendioxyd-Bindung zur Reduktion der Erderwärmung. Die Maßnahmen für den Artenschutz und Umweltschutz müssen politisch gegeneinander erstritten werden, und es muss zwischen diesen beiden gegenläufigen Zielen immer wieder erneut eine Kompromisslösung gefunden werden, die beiden Bedürfnissen, dem Artenschutz und dem Umweltschutz, jeweils anteilmäßig nachkommt. Die Vereinigung von Umweltschutz, Naturschutz und Artenschutz in einem gemeinsamen Verband ist kontraproduktiv und mitverantwortlich für die Ineffektivität mancher Vereine in der gegenwärtigen Zeit des rapiden Artenschwundes.

7. Zielartenschutz

Habitatqualität lässt sich nur artspezifisch definieren, und solche Habitate müssen geschaffen werden. Artenschutz ist nicht Schutz der Natur vor menschlichen Eingriffen; oft ist es das Gegenteil (MÜHLENBERG 1998). Steinschmätzer (z.Zt. in Nordrhein-Westfalen kurz vor dem Aussterben) brauchen als Habitat einen großflächigen Steinhäufen, der weitläufig von kahlen Böden umgeben ist; mehr nicht. Bekassinen (z.Zt. in Nordrhein-Westfalen kurz vor dem Aussterben) brauchen als Habitat eine große und sehr nasse Binsenwiese; mehr nicht. Solche Habitate erzielt man nicht dadurch, dass man Flächen unter Naturschutz stellt und aus der landwirtschaftlichen oder forstlichen Nutzung herausnimmt. Die Flächen müssen geschaffen werden und von der Landwirtschaft artgerecht mit landwirtschaftlichem Gerät regelmäßig bearbeitet werden.

Der Waldlaubsänger ist eine echte Waldvogelart, aber er braucht keine naturbelassenen Wälder, sondern Kulturwälder mit forstlichen Eingriffen, die den Wald offen und frei halten. Wälder, in denen die Übersicherung der Oberschicht alles abgedunkelt hat, so dass keine Etagen mehr vorhanden sind, sind für den Waldlaubsänger ungeeignet. Die Art braucht Wälder mit einem ausgeprägten mittleren und einem unteren Kronendach (REICHHOFF 2018), so dass genügend freien Raum zwischen den Baumstämmen zur Verfügung steht, damit die Männchen ihre Balzflüge ausführen können (SCHÄFFER 2016). Nur gestufte Etagen des Waldes sind ein geeigneter Lebensraum für den Waldlaubsänger, und deswegen kommt der Struktur des Waldes eine wichtige Bedeutung zu. Naturwälder, die sich unter

Prozessschutz entwickeln, sind als Brutrevier für den Waldlaubsänger ungeeignet. Seit 1990 ist ein dramatischer Rückgang der Art um 50% zu verzeichnen, vor allem in Nordwest- und Süddeutschland.

Weitere Zielarten, bei denen sich die Erfolge technischer Habitatgestaltung bereits nachweisen lassen, sind Raubwürger und Heidelerche. Während Raubwürger und Heidelerche in der Eifel fast ausgestorben sind, hat der kommerzielle Anbau von Weihnachtsbäumen im Hochsauerland dazu geführt, dass sich dort beide Arten wieder angesiedelt haben (FARTMANN et al. 2017). Aktuell beträgt die Anbaufläche von Weihnachtsbäumen im Sauerland, dem wichtigsten europäischen Anbaugebiet, etwa 18000 ha. Weihnachtsbaumkulturen haben einen hohen Wert als Lebensraum für gefährdete Brutvogelarten. Für den Raubwürger und die Heidelerche sind die Vorkommen in Weihnachtsbaumkulturen sogar von landesweiter Bedeutung.

Schmetterlinge und vor allem Hymenopteren sind erfolgversprechende Zielarten für die Herstellung von Sonderflächen, weil sie geringere Flächengrößen als Habitat benötigen als z.B. die meisten Vogelarten (Cölln & Jakubzik 2010). Auf den Löwenstedter Sandbergen (Schleswig-Holsteinische Geest) wurden im Jahre 2014 auf über 2000 Quadratmetern Wälder gerodet, Büsche und Sträucher entfernt, und mit dem Kettenbagger wurden die Grassoden abgeplaggt (Abb. 4). Dieser drastische Eingriff in die Natur schuf wieder nährstoffarme Heideflächen wie in früheren Zeiten. Nur durch diese Wieder-Herstellung eines Habitats war es möglich, den in ganz Schleswig-Holstein (wie auch in den meisten anderen Bundesländern) ausgestorbenen Goldenen Scheckenfalter (*Euphydryas aurinia*) wieder erfolgreich anzusiedeln (<https://www.life-aurinia.de/scheckenfalter/>). Die Liste der Wiederansiedlung verschwundener Arten durch die künstliche Schaffung von artgerechten Sonderflächen ließe sich weiter fortsetzen.

Bis vor hundert Jahren gab es in Deutschland noch fast 7000 Großtrappen in Sachsen-Anhalt, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Thüringen und an der Ostgrenze von Niedersachsen. Das waren fast 18 % der heute auf der Welt lebenden Trappen. Nach dem Kriege setzte dann das drastische Verschwinden ein. Die Trappen haben schließlich in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur noch an drei Stellen überlebt: im "Havelländischen Luch" und in den "Belziger Landschaftswiesen" im Land Brandenburg und im „Fiener Bruch“ in Sachsen-Anhalt (http://www.grosstrappe.de/mainerleben_gebietskarten.html).

In letzter Minute wurde dann versucht, durch entsprechende landwirtschaftliche Maßnahmen größere Flächen als trappengerechte Lebensräume zu gestalten. Nach dem Tief in den neunziger Jahren leben in Deutschland in den drei o.g. Gebieten wieder insgesamt 259 Tiere (Zählung im Frühjahr 2018). Ohne die Landschaftsgestaltung und die Auswilderungsprogramme „in letzter Minute“ wären die Trappen heute in Deutschland ausgestorben. Die führende Initiative für dieses Rettungsprogramm geht auf das Ehepaar Litzbarski zurück, das für seine beispiellosen Erfolge im Oktober 2011 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde.



Abb. 4 So könnte der Artenschutz der Zukunft vielerorts aussehen: Nur durch einen solchen drastischen Eingriff in die Natur (Entfernung von Wald, Büschen und Abplaggen der Grassoden) war es im Jahr 2014 möglich, den in ganz Schleswig-Holstein ausgestorbenen Goldenen Scheckenfalter (*Euphydryas aurinia*) wieder erfolgreich anzusiedeln (Abb. mit Genehmigung der „Stiftung Naturschutz Schleswig-Holstein“; Aufn. des Falters dort am 12.6.2017: W. KUNZ).

Zum Brutvorkommen der Großtrappe in Deutschland trugen in der Vergangenheit Luzerne- und Rapsfelder bei. Daher wurden vom Landesumweltamt Brandenburg seit 1990 mit den Landwirten Verträge abgeschlossen, auf ausgewiesenen Flächen bestimmte Nutzpflanzen anzubauen, die den Trappen genügend Nahrung bieten. Der Anbau dieser Nutzpflanzen ist Trappen-gerecht vorgeschrieben und wird jeweils nach einigen Jahren unterbrochen, so dass bestimmte Felder dann brach liegen. Damit ist die historische Dreifelderwirtschaft der vergangenen Zeiten wieder ins Leben gerufen. Entsprechend gering sind die wirtschaftlichen Erträge auf diesen Feldern. Die Trappen können in Mitteleuropa nur in einem Habitat leben, das dauerhaft vom Menschen gestaltet wird. Sich selbst überlassenen Biotope (auch Brachflächen) werden schon in wenigen Jahren für Trappen ungeeignet.

Die erfolgreiche Integration der Trappenflege in die Landwirtschaft ist beispielhaft und ist zukunftsweisend für den Artenschutz in unserem Jahrhundert in Mitteleuropa. Eine derartige Eingliederung des Artenschutzes in die Landwirtschaft sollte künftig auch für viele andere Arten angestrebt werden. Landwirtschaft und Artenschutz sollten von denselben Personen durchgeführt werden. Hier kommt es nicht zu unzumutbaren Auflagen für die Landwirte vonseiten der Landesumweltämter, die den Landwirt zwingen, eine Fülle von Verordnungen

einzuhalten, um die Produktion "biologischer" und umweltfreundlicher zu gestalten, sondern hier wird klar nach zwei Zielen unterschieden. Auf der einen Seite die Produktion von Nahrungsgütern, auf der anderen Seite die Erhaltung oder Neuansiedlung von Arten.

8. Ausblick

Die Bevölkerung und die Naturschutz-Verbände sind heute in Deutschland tief gespalten, wenn es um die Ziele des Naturschutzes geht: Auf der einen Seite die Naturschützer, die sich eine indigene, ursprüngliche Natur wünschen und damit den Prozessschutz (d.h. Wald) befürworten; auf der anderen Seite die Artenschützer, die sich den Artenreichtum wünschen (so wie er hier vor 200 Jahren gewesen ist) und die damit technisch manipulierte Offenland-Habitats befürworten. Dazwischen kursiert die verbreitete (aber falsche) Meinung, dass beides zu vereinbaren sei, dass nämlich Deutschland, würde man die Natur auf ausgewiesenen Flächen langfristig sich selber überlassen, wieder automatisch besonders artenreich werden würde.

Es geht darum, dass wir im Artenschutz wenig mit Begriffen wie „Naturräume“, „Ökosystem“ und oft auch „FFH-Gebiet“ anfangen können. Wir haben solche Gebiete in Deutschland entweder gar nicht mehr, oder sie sind (für Tiere, nicht für Pflanzen) zu kleinräumig, oder wir haben sie nach der Eiszeit nie gehabt. Wer solche Gebiete anstrebt, zielt auf den Schutz einer (allerdings undefinierten) Natur, aber nicht auf den Schutz gefährdeter Arten.

Wir müssen die Ursachen erkennen, warum bestimmte Arten verschwinden, und diese liegen meist nicht im Fehlen einer „ursprünglichen Natur“. Statt Natur brauchen wir den Zielartenschutz, und dazu brauchen wir Wissen über die speziellen Bedürfnisse der Zielarten, nicht undefinierte und ungepflegte Flächen als Naturschutzgebiete oder Ausgleichsflächen neben Verkehrswegen. Solche Flächen wären dann halt "Naturschutzgebiete"; aber wofür?

Warum wird eigentlich nicht die Frage gestellt, aus welchen Gründen wir überhaupt Wildnis und ursprüngliche Natur haben wollen? Dann wird sich herausstellen, dass der Wunsch nach unberührter Natur eher die eigenen Wünsche und Sehnsüchte der Menschen verwirklichen soll und dass eine solche Natur in Mitteleuropa eben nicht auch den Wünschen vieler Arten entspricht. Der Wunsch nach einem „Zurück zur Natur“ ist im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert als Gegengewicht zu einem sich schnell entwickelnden technischen Fortschritt entstanden. In der Wildnis wird die Erhabenheit, die Schönheit und letztlich die angebliche „Heiligkeit“ der Natur gesehen.

Literatur

ANGELOV, I. (2011): Schmutzgeier in Bulgarien. - Der Falke 58, 372-378.

ANONYMUS (2009): Nahrung für Aasfresser. - Euronatur 4, 12.

ANONYMUS (2016): Schmutzgeier - Starker Bestandseinbruch auf dem Balkan. - Der Falke 63, 2-3.

- ANONYMUS (2018): Triel: Schlechte Überlebenschancen auf Äckern trotz Schutzmaßnahmen. - Der Falke 65, 5.
- ARIZAGA, J. (2018): Westeuropäische Weißstörche - Müllkippen immer stärker genutzt. - Der Falke 65, 4-5.
- BERTHOLD, P. (2018): "Jeder Gemeinde ihr Biotop": Wie viele Vögel könnten von diesem Projekt profitieren? - Der Falke 65, 38-43.
- BÖHNERT, W. & P. KNEIS (2018): Wild oder mannigfaltig? - Artenschutzreport 38, 41-51.
- CÖLLN, K. & A. JAKUBZIK (2010): Nature-Building - Technische Unterstützung heimischer Biodiversität - dargestellt am Beispiel der Stechimmen. - Dendrocopos 37, 57-76.
- FARTMANN, T., KÄMPFER, S. & F. LÖFFLER (2017): Wichtige Bruthabitate für Rote-Liste-Arten: Weihnachtsbaumkulturen im Hochsauerland. - Der Falke 64, 20-23.
- FEDER, J. (2014): Feders fabelhafte Pflanzenwelt: Auf Entdeckungstour mit einem Extrembotaniker. - Rowohlt, Berlin.
- GÖRNER, M. (2018): Zur Bedeutung von Umwelt- und Naturschutz für die Biodiversität. - Artenschutzreport 38, 56.
- HABER, W. (2014): Landwirtschaft und Naturschutz. - Wiley-VCH, Weinheim.
- HERKENRATH, P., BERGMANN, H.-H., JÖBGES, M., KLAUS, S. & J. WEISS (2018): Das Westliche Haselhuhn *Tetrastes bonasia rhenana* - eine Unterart vor dem Aussterben. - 151. Jahresversammlung der DO-G - Tagungsband, 127.
- KUNZ, W. (2004): Der Braunkohletagebau als Ort der Wiederansiedlung seltener Tagfalter und anderer Organismen - Was wird durch Rekultivierung zerstört? - Entomologie heute 16, 245-255.
- KUNZ, W. (2013): Artenförderung durch technische Gestaltung der Habitate - Neue Wege für den Artenschutz. - Entomologie heute 25, 161-192.
- KUNZ, W. (2016): Artenschutz durch Habitatmanagement - Der Mythos von der unberührten Natur. - Wiley-VCH, Weinheim.
- KÜSTER, H. (2008): Geschichte des Waldes. Von der Urzeit bis zur Gegenwart, 2 edn. - C.H. Beck, München.
- KÜSTER, H. (2010): Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa: Von der Eiszeit bis zur Gegenwart. - C.H. Beck, München.
- MEYER, W., EILERS, G. & A. SCHNAPPER (2003): Müll als Nahrungsquelle für Vögel und Säugetiere. - Westarp Wissenschaften, Hohenwarsleben.
- MÜHLENBERG, M. (1998): Populationsbiologie und Gefährdung: das Zielartenkonzept. - Artenschutzreport 8, 9-14.

- RADA, S., SCHWEIGER, O., HARPKE, A., KÜHN, E., KURAS, T., SETTELE, J. & M. MUSCHE (2018): Protected areas do not mitigate biodiversity declines: A case study on butterflies. - Diversity and Distributions, DOI: 10.1111/ddi.12854, 1-18.
- REICHHOFF, L. (2018): Prozessschutz im Hartholzauenwald - ja aber! - Artenschutzreport 38, 17-22.
- RIECK, S. (2017): Hecken, Säume, Feldwege. - Der Falke 64, 16-21.
- RIECK, S. (2018): Die Landshuter Monitoring-App am Beispiel der Mauersegler. - Der Falke 65, 7-11.
- SCHÄFFER, A. (2014): Tote Fische und Plastikmüll – Schwarzmilan. - Der Falke 61, 8-10.
- SCHÄFFER, A. (2016): Etagenbewohner und Langstreckenzieher: Waldlaubsänger. - Der Falke 63, 9-11.
- SCHMITT, T. (2009): Mediterran, kontinental und arkt-alpin: Die drei biogeografischen Grundmuster Europas und des Mittelmeerraumes am Beispiel von Schmetterlingen. - Entomologie heute 21, 3-19.
- SCHMITT, T. (2011): Einwanderungsrouten nach Mitteleuropa. Schmetterlinge - wer kommt, wer geht? - Biologie in unserer Zeit 41, 324-332.
- SCHUMACHER, H. (2012): Lieber licht als dicht: Ziegenmelker, Wendehals und Grauspecht. - Der Falke 59, 21-25.
- SEGERER, A.H. & E. ROSENKRANZ (2017): Das große Insektensterben.- Oekom Verlag, München.
- ULRICH, R. (2002): Vom Naturschutz vergessen: Die Lichtwaldarten. - Naturschutz im Saarland 3, 22-25.

Professor Dr. Werner Kunz
 Institut für Genetik
 Heinrich-Heine-Universität
 Universitätsstr. 1
 D-40225 Düsseldorf
 E-mail: Kunz@hhu.de
 Homepage: www.Kunz.hhu.de